

# INDES

ZEITSCHRIFT FÜR POLITIK UND GESELLSCHAFT



## Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen

Wilfried von Bredow Probleme beim Uhrenvergleich Peter Graf Kielmansegg

Europäische Ungleichzeitigkeiten Thomas Schmid Lob des Stückwerks

Franziska Augstein Was Chronos mit Putins Russland zu tun hat Sighard Neckel

Der Vertigo-Effekt Jürgen Kaube Fortschrittsglaube contra Nostalgie

# EDITORIAL

≡ Matthias Micus/Felix Butzlaff

Mit der vorliegenden Ausgabe beschreiten wir in mehrerlei Hinsicht, wenn man so will, *INDES*-Neuland. Zum einen handelt es sich um das erste Sonderheft der Zeitschrift. Zusätzlich zu den regulären Heften erscheinend, bedeuteten die anfallenden Aufgaben – von der Planung der Beiträge über die Kommunikation mit den Autoren bis hin zum Textlektorat – ein Ausmaß an Extraarbeit, das die Kapazitäten der Redaktion beinahe überstiegen hätte. Statt der üblichen 16 Beiträge pro Quartal mussten diesmal mehr als dreißig eingeworben sowie bearbeitet werden – wobei zeitgleich selbstverständlich auch die Konzeption des turnusgemäß folgenden übernächsten Heftes nicht vernachlässigt werden durfte.

Zum anderen fungiert dieses Sonderheft auch als Festschrift – wenngleich vielleicht in etwas irritierender Weise verdeckt. Eine Festschrift, so mag der Außenstehende an dieser Stelle einwenden, ist nun aber doch nichts Außergewöhnliches, dergleichen gibt es schließlich wie Sand am Meer. In der Tat: Jeder durchschnittlich bedeutende Hochschullehrende wird zu irgendeinem runden Geburtstag jenseits der fünfzig mittlerweile mit einer solchen Ehrung bedacht. Da schreiben dann in der Regel – abhängig im Wesentlichen von der fachwissenschaftlichen Vernetzung des Geehrten – mehr oder weniger prominente Fachkollegen von mehr oder weniger exzellenten Universitäten kürzere oder längere Texte; angesiedelt in Themenbereichen, zu denen der Jubilar irgendwann in seinem langen Forscherleben einmal gearbeitet hat. Insofern liegt, noch einmal, eher nahe als fern, auch Franz Walter im Jahr seines sechzigsten Geburtstages einen Band mit Beiträgen von ihm geschätzter Kollegen an politikwissenschaftlichen Lehrstühlen zu erstellen und sodann bei passender Gelegenheit in einem würdigen Rahmen feierlich zu überreichen.

So naheliegend, so ungewollt. Die Differenzen dieses Sonderheftes zu herkömmlichen Festschriften sind offensichtlich. Zunächst einmal handelt es sich nicht um ein Buch, erschienen in einem Verlag, dessen Reputation sich auf die jeweilige Fachöffentlichkeit gründet und begrenzt – Franz Walter ist ein Professor für Politikwissenschaft, das Renommee von Vandenhoeck & Ruprecht aber begründen die Historiker. Sodann wurden um Beiträge nicht die üblichen Freunde, Weggefährten und früheren Mitarbeiter ersucht; auch Fachgrenzen spielten als Auswahlkriterium der Autorinnen und Autoren keine entscheidende Rolle. Im Speziellen wollten wir von Franz Walter

gerne gelesene Köpfe gewinnen – ganz unabhängig davon, ob es sich um Politologen, Soziologen, Historiker, Ökonomen oder Journalisten handelte; wobei letztere ja im Übrigen ebenfalls, wenn auch außeruniversitär, Politologen, Soziologen, Historiker oder Ökonomen sind. Allen gemeinsam war die Vorgabe – auch dies ein Novum für *INDES* –, sich frei und ganz nach Gusto dem Oberthema dieser Ausgabe zu nähern.

Schließlich bezeichnet die gewählte Heft-Überschrift keinen dezidierten Publikationsschwerpunkt Walters, beinahe im Gegenteil. Zwar kreisten seine Gedanken in den vergangenen Jahren wiederholt intensiv um die »Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen«; wohl waren mehrere seiner Mitarbeiter eine Zeitlang mit Rechercheaufträgen zu Facetten des entsprechenden Fragekomplexes betraut; nicht zuletzt plante er vor einiger Zeit, dazu eine Monografie zu verfassen. Doch ist diese Absicht – Stand heute – unerledigt geblieben und das Buch eines der ganz wenigen, die Walter nie geschrieben hat.

Dass es sich bei der »Ungleichzeitigkeit«, wie die Beschäftigten an Walters Institut für Demokratieforschung die Wortverbindung abzukürzen pflegen, um die »Unvollendete« dieses passionierten Forschers handelt, ist sicherlich zu einem Gutteil dem Zufall geschuldet. Nicht so allerdings der Gegenstand selbst – sind die üblicherweise mit der »Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen« erfassten Phänomene doch im Überschneidungsbereich von Geschichtstheorie, Kulturanalyse und Sozialforschung angesiedelt, ebenjenen wissenschaftlichen Untersuchungsansätzen, deren bevorzugte Erkenntnisinteressen und methodische Zugriffe auch jene von Franz Walter waren (und bis heute geblieben sind).

Neu im engeren Sinne ist die Formel nun freilich nicht. Zwei Autorennamen fallen verlässlich, wenn die Rede auf sie kommt, auch in den Beiträgen dieses Hefes: Ernst Bloch und Reinhart Koselleck. In dem, was sie darunter fassen und woran sie ihr Verständnis der »Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen« schärfen, unterscheiden sie sich gleichwohl beträchtlich. Der Marxist Bloch, dem die Formel als Hilfsmittel zur Erklärung nationalsozialistischer Wahlerfolge in der Endphase der Weimarer Republik diente, bezeichnete damit alles Gestrige, Unmoderne, Vorkapitalistische, das aus der Vergangenheit in die Gegenwart reiche und von den Erfordernissen des proletarischen Klassenkampfes ablenke. Das »objektiv Ungleichzeitige« ist laut Bloch »das zur Gegenwart Ferne und Fremde«, die – so einer der für ihn zentralen Termini – »unaufgearbeitete Vergangenheit«, die »kapitalistisch noch nicht »aufgehoben« ist«. Objektiv ungleichzeitig sind das individuelle Kleineigentum an Haus und Boden, ländliche Gemeinschaftsgefühle und das Denken in Kategorien wie der des »Volkes«, kurzum: sämtliche »Widersprüche des Überkommenen

zum kapitalistischen Jetzt«, d. h. »Elemente alter Gesellschaft, welche noch nicht gestorben sind«.<sup>1</sup> Dieses objektiv unaufgearbeitete Vergangene findet seine Entsprechung im »subjektiv Ungleichzeitigen«, grundiert Gefühle von Verbitterung und Empfindungen dumpfen Widerspruchs, die sich »in Krisenzeiten als gestaute Wut« äußern.

Als Marxist erweist sich Bloch auch dort, wo er die Gesellschaft seiner Zeit entlang von Klassenzugehörigkeiten gliedert und die Trägergruppen des gleichzeitig Ungleichzeitigen bestimmt. Den vielzitierten Satz: »Nicht alle sind im selben Jetzt da«, mit dem er seine Ausführungen zur Ungleichzeitigkeit einleitet, ergänzt Bloch einige Zeilen später durch den Hinweis, dass sich die jeweilige Verortung in der Zeit danach richte, »wo einer leiblich, vor allem klassenhaft steht«.<sup>2</sup> Wiewohl auch Arbeiter den Nationalsozialisten in Scharen zuliefen und mentale Traditionsüberhänge Blochs Ungleichzeitigkeitsbestimmung zufolge die zentrale Ursache der Empfänglichkeit für rechte Propagandaparolen darstellen, charakterisiert er das Proletariat dementsprechend als unanfällig, da revolutionär, also gleichzeitig, weshalb »die älteren Widersprüche auf der proletarischen Seinsgrundlage nicht zum Problem [werden]«<sup>3</sup>.

Drei andere Gruppen dagegen sieht er den Rechten besonders leicht auf den Leim gehen: die Jugend, das Bauerntum und die verelendete Mittelschicht. Zwar lebe die Vergangenheit aus jeweils durchaus unterschiedlichen Gründen in ihnen fort – bei der Jugend erkläre das »Schwärmerische«, bei den Bauern ihr »Wurzeln im Boden«, bei der verelendeten Mittelschicht die »Unsicherheit« die Rückwärtswendung –; doch sei ihnen gemeinsam, dass sie gleichermaßen gebündelt Traditionsballast mit sich herumschleppen würden.

Ganz anders Koselleck. Seine Beschäftigung mit der Ungleichzeitigkeit entsprang nicht im weiteren Sinne politischen Motiven, um das Ausbleiben einer sozialistischen Klassenkampfsituation und die Popularität des nationalistischen Volksgemeinschaftskultes in einem Moment krisenhafter Zuspitzung in der Endphase der Weimarer Republik zu erklären. Sein Interesse galt vielmehr zeittheoretischen Fragen: »Der Gewinn einer Zeitschichten-theorie«, so Koselleck, »liegt darin, verschiedene Geschwindigkeiten messen zu können, Beschleunigungen oder Verzögerungen und damit verschiedene Veränderungsweisen sichtbar zu machen, die von großer temporaler Komplexität zeugen.«<sup>4</sup>

Den Ausgangspunkt seiner Überlegungen bildet die Beobachtung, dass dieser temporalen Komplexität weder die mittelalterlich-kreisläufige noch die ab dem 18. Jahrhundert sich durchsetzende lineare Zeitvorstellung gerecht würde. Stattdessen enthalte »jede geschichtliche Sequenz [...] sowohl lineare wie rekurrente Elemente«<sup>5</sup>. Die darin zum Ausdruck kommende

1 Hierzu und im Folgenden Ernst Bloch, Ungleichzeitigkeit und Pflicht zu ihrer Dialektik [1932], in: Ders., Erbschaft dieser Zeit [1935], in: Ders., Gesamtausgabe, Bd. 4, Frankfurt a. M. 1962, S. 116 ff.

2 Ebd., S. 104.

3 Ebd., S. 123.

4 Reinhart Koselleck, Zeitschichten, in: Ders., Zeitschichten. Studien zur Historik, Frankfurt a. M. 2015, S. 22.

5 Ebd., S. 19.

Vielschichtigkeit von Zeit bewirke, dass jede Prognose zukünftiger Entwicklungen zum Scheitern verurteilt sei, eben weil »historische Entwicklungen ebenso wenig linear, entlang eines geraden Zeitpfeils verlaufen, wie sich kreisläufig das Immergleiche ereignet« – denn wäre dem so, dann allerdings, so Koselleck weiter, müsste sich Zukunft zumindest grob vorhersehen lassen.

Aus dieser Feststellung leitet Koselleck ab, dass Ungleichzeitigkeit epochenübergreifend allgegenwärtig sowie selbstverständlich und nicht etwa ein bloßes Hemmnis im geschichtlichen Prozess sei, das in bestimmten Gruppen bzw. Klassen eine größere Verbreitung als in anderen finde und die Quelle dumpfer, die tatsächlichen Kausalitäten gesellschaftlicher Gegenwarterscheinungen fehldeutender Aggressionen markiere. Vielmehr habe unabhängig von Klasse und Stand »jedes Lebewesen seine eigene Zeit«, ein jeder trage »seine Zeitmaße in sich«. <sup>6</sup> Mehr noch: »Der Mensch«, so Koselleck, »ist immer schon vergangen, solange er noch eine Zukunft vor sich hat. Und erst wenn er aufgehört hat, sowohl vergangen wie zukünftig zu sein, ist er tot.« <sup>7</sup>

Überhaupt sei insofern jede reinliche Trennung der Zeitintervalle *Vergangenheit*, *Gegenwart* und *Zukunft* notwendig pseudoexakt, ja letztlich aussichtslos, da diese wechselseitig ineinanderfließen. Gegenwart könne entweder als »ein gedachter Nullpunkt auf der gedachten Zeitachse« bis zum Verschwinden geschrumpft oder bis zur Unendlichkeit gedehnt werden – wenn Zukunft das Noch-nicht und Vergangenheit das Nicht-mehr bezeichnet, alles sogenannte Sein, auch jenes von Zukunft und Vergangenheit, dagegen als Gegenwart firmiert und die Zeit insgesamt folglich als »Gegenwart in einem ausgezeichneten Sinne« verstanden wird. <sup>8</sup>

Gewinnbringender als die Kategorien Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft mutet Koselleck die Zuordnung historischer Ereignisse, Phänomene und Entwicklungen zu drei grundlegenden Typen von Zeitschichten an. Diese Schichttypen unterscheiden sich anhand ihrer Wandlungsgeschwindigkeit: Da gibt es erstens Schichten, die sich schnell ändern können, etwa »Ereignisse«, die in ihrer Ursachenstruktur, Erscheinungsform und Wirkung einmalig sind; zweitens Schichten, die sich langsam wandeln, analog zur menschlichen Lebenserwartung, da sie an die Erfahrungen und Erlebnisse von Generationen gebunden sind; und schließlich identifiziert Koselleck, drittens, Zeitschichten, die nochmals dauerhafter sind und sogar generationenübergreifend stabil bleiben, bspw. religiöse Rituale, Symbole, Glaubensbestandteile. <sup>9</sup> Da nun nicht nur die Gegenwart diese drei unterschiedlichen Zeitschichten enthält, sondern ebenfalls Vergangenheit und Zukunft, spricht Koselleck von vergangener, gegenwärtiger und zukünftiger Vergangenheit, vergangener, gegenwärtiger und zukünftiger Gegenwart sowie vergangener, gegenwärtiger und

6 Ebd., S. 20.

7 Reinhart Koselleck, *Stetigkeit und Wandel aller Zeitschichten. Begriffsgeschichtliche Anmerkungen*, in: Ders., *Zeitschichten*, S. 247.

8 Ebd., S. 247f.

9 Vgl. Reinhart Koselleck, *Wie neu ist die Neuzeit?*, in: Ders., *Zeitschichten*, S. 238f.

zukünftiger Zukunft. Mithin: Die Geschichte enthält nicht bloß drei, sondern »zahlreiche unterscheidbare Schichten, die sich jeweils schneller oder langsamer verändern«<sup>10</sup>.

Vereinfacht ausgedrückt, gibt es stets beides: Neues und Wiederholung, das stete Voranschreiten der Ereignisgeschichte, wie auch die langlebige Wiederholung ihres strukturellen Rahmens. Kurzum: »Geschichte ist nicht nur einmalig, sie wiederholt sich auch. Nicht in ihrer Ereignisabfolge, darin bleibt sie in ihrer Komplexität und Zufälligkeit immer einmalig, sondern in ihren Strukturen, die die Ereignisse ermöglichen.«<sup>11</sup> Folglich ist auch an und in der Neuzeit nicht alles »neu«. Im Gegenteil: In jedem historischen Augenblick gibt es gleichzeitig »Dimensionen diachroner und synchroner Art, die verschieden tief gestaffelt sind und über die uns auch weit zurückliegende Historiker noch für heute belehren können, weil die Geschichte sich strukturell wiederholt, was bei der Betonung der ›Einmaligkeit‹ gerne vergessen wird«<sup>12</sup>.

Anhand dreier exemplarischer Deduktionen – der Funktionen des Christentums, der Haltung zur Frage nationaler Sonderwege und ganz allgemein geschichtsphilosophischen Grundfragen – lassen sich die Differenzen, die sich aus voneinander abweichenden Weltanschauungen und den Unterschieden in der Konzeption von Ungleichzeitigkeit zwischen Bloch und Koselleck ergeben, weiter konkretisieren. Für Koselleck wird Ungleichzeitigkeit erst mit und durch die Säkularisation, d. h. die Ent-Christlichung der Welt, denkbar. Charakteristisch für die christliche Welt sei die Trennung von Diesseits und Jenseits, irdischer Bewährung und göttlichem Himmelreich, Welt und Ewigkeit, kennzeichnend die Fixierung auf die Apokalypse und das Jüngste Gericht. »Solange sich die christliche Welt auf das Jüngste Gericht zubewegte«, schreibt Koselleck, »wußte sie sich im letzten Zeitalter, in dem grundsätzlich nichts Neues mehr zu erwarten war.« Der Blick habe sich ausschließlich auf die *Verkürzung* der Zeit gerichtet, darauf, dass Gott das Weltenende und damit die Erlösung der Menschheit bald schon herbeiführt; *Beschleunigung* und *Fortschritt* hingegen hätten sich dem Wahrnehmungshorizont entzogen – und dadurch auch deren Verzögerung und mithin alle Ungleichzeitigkeit. Erst infolge der Säkularisation sei die »Zeit« in das Bewusstsein getreten, weshalb Koselleck auch resümiert: »Dieser Vorgang mag als Verweltlichung beschrieben werden, korrekter wäre die Bezeichnung ›Verzeitlichung‹.«<sup>13</sup>

10 Ebd.

11 Ebd.

12 Koselleck, *Stetigkeit und Wandel aller Zeitschichten*, S. 253 u. S. 262.

13 Reinhart Koselleck, *Zeitverkürzung und Beschleunigung. Eine Studie zur Säkularisation*, in: Ders., *Zeitschichten*, S. 185.

Für Bloch dagegen ist das Christentum, sind Religion und Glaube an sich unaufgearbeitete Vergangenheit und folglich selbst ein Ausdruck des Ungleichzeitigen. Allerdings hält er für möglich, die Ursprünge des Christentums als Bekenntnis der Ohnmächtigen, das christliche Streben nach Gleichheit und die religiöse Utopie ewigen Glücks für die Kräfte der Gleichzeitigkeit, die

revolutionär gesinnte sozialistische Arbeiterschaft, nutzbar zu machen. »Wo viel fehlt«, so Bloch, »gibt es viel Wünsche, viel Rausch in Wunschbildern, sonderlich in religiösen.« Wenn sich aber »das Jenseits auf die Erde stürzen will und die Inwendigkeit in die Auswendigkeit, dann freilich entsteht, statt des Opiums, im subjektiven Faktor ein Sprengmittel ohnegleichen, ein Wille zum Himmel auf Erden«<sup>14</sup>.

Mithin sieht Bloch es als Aufgabe der sozialistischen Bewegung an, »die zur Abneigung und Verwandlung fähigen Elemente auch des ungleichzeitigen Widerspruchs herauszulösen, nämlich die dem Kapitalismus feindlichen, in ihm heimatlosen, und sie zur Funktion in anderem Zusammenhang umzumontieren«<sup>15</sup>. Das Christentum ist mit seinen Appellen an irrationale Glaubensinhalte, mit seinem Weihrauch und seiner Jenseitigkeit also ein wichtiger Faktor der Ungleichzeitigkeit – aber einer, der nicht zwangsläufig reaktionär sein und bleiben muss, sondern unter Umständen in die Reihen revolutionärer Gleichzeitigkeit eingegliedert werden kann.

So unterschiedlich ihre Ansichten zur Rolle des Christentums sind, so weit liegen sie bezüglich ihrer Einschätzung einer deutschen Sonderrolle – oder, wie das Wort zu Kosellecks Zeiten hieß: eines deutschen Sonderwegs – auseinander. Insofern Bloch alle feudalen, aristokratischen und kleinstaatlichen Überhänge gegenüber dem modernen Geist der Zeit, der kapitalistisch und nationalstaatlich sei, als hemmend, atavistisch, zurückgeblieben erscheinen, betrachtet er Deutschland als das klassische Land der Ungleichzeitigkeit. Hier sei bis 1918 keine bürgerliche Revolution gelungen, dies im Unterschied zu England und Frankreich. Die Nationalstaatsgründung sei erst verspätet erfolgt und der Adel habe weit länger als anderswo seine gesellschaftlich starke Stellung behaupten und die »unüberwundenen Reste älteren ökonomischen Seins und Bewußtseins« konservieren können. Dadurch habe sich im 19. Jahrhundert »der Sieg der Bourgeoisie nicht einmal wirtschaftlich, geschweige politisch und ideologisch« in angemessener Weise ausgebildet.<sup>16</sup> Für Koselleck hingegen folgt jede Gesellschaft einer eigenen Entwicklung. Die Rede vom Sonderweg erübrige sich ihm zufolge von vornherein dadurch, dass es keine »normalen« Verläufe, sondern nur eine unüberschaubare Vielzahl je spezifischer Entwicklungspfade gebe.

Dergleichen Meinungsverschiedenheiten lassen sich auf gegensätzliche Geschichtsphilosophien zurückführen. Bloch glaubte historisch-materialistisch an ein gleichgerichtetes Voranschreiten der Menschheit hin zum geschichtlichen Ziel der kommunistischen Gesellschaft; wobei der Dreh- und Angelpunkt aller sozialen Tatbestände – ihr Fundament oder Unterbau – die wirtschaftlichen Gegebenheiten, besser: die Produktionsverhältnisse und

14 Bloch, S. 133.

15 Ebd., S. 123.

16 Ebd., S. 113f.

Produktivkräfte sowie ihr Verhältnis zueinander sind. Daraus ergibt sich ein sehr eindeutiges und eher monokausales Verständnis von Ungleichzeitigkeit ebenso wie eine naheliegende Bewertung als Nicht-Gleichzeitigen als irrational und unaufgeklärt, gestrig und falsch.

Koselleck seinerseits glaubte demgegenüber – wir sahen das schon – nicht an die Prognostizierbarkeit der Geschichte, an eine ihr innewohnende Entwicklungsrichtung und mithin ein inhärentes Ziel des Geschichtsverlaufs. Und dass die ökonomischen Eigentums- und Besitzverhältnisse sowie die mit ihnen verknüpften Mentalitäten singular Ungleichzeitigkeit begründen würden – auch dieser Gedanke war ihm fremd. Stattdessen hat er in einem Aufsatz über den »Einfluß der beiden Weltkriege auf das soziale Bewußtsein« ausgeführt, dass die Erfahrungen, die der Einzelne im Krieg macht, und die Lehren, die er daraus zieht, von vielen miteinander kompliziert verflochtenen Faktoren abhängen würden. Der gemeinsame Krieg werde nicht von allen gemeinsam erfahren, Differenzen ergäben sich vor allem im Hinblick auf die Bewusstseinsausprägungen. Diese würden sich entsprechend der Zugehörigkeit zu bestimmten Sprachgemeinschaften, der weltanschaulichen Verortung, politischer Identitäten, Generationsmitgliedschaften sowie auch solcher Faktoren wie dem Geschlecht, der Familie und allgemeiner Klassen- und Schichtungskriterien unterscheiden. Schon aus all diesen Differenzen folge eine spezifische Verarbeitung der Ereignisse und Erlebnisse. Darüber hinaus würden Erfahrungsdifferenzen außerdem entsprechend der kriegsbedingten Funktionen variieren, welche der Einzelne ausgeübt habe.<sup>17</sup>

Inwieweit, so ist Koselleck zufolge also zu fragen, haben Sprache, Ideologie etc. das Kriegsbewusstsein formiert; inwieweit haben andererseits die (verbindenden/gemeinsamen) Kriegsereignisse und ihre bewusstseinsprägende Kraft die genannte Faktorenreihe selber verändert? Bewusstseinsändernde Kraft geht zudem von den Kriegsfolgen aus, die Frage nach Analogie und Differenz in den sozialen Bewusstseinsräumen ist zu ergänzen um die Frage nach Kontinuität und Diskontinuität: »Es sind also nicht nur Sieg oder Niederlage, sondern auch die Art des Sieges und die Art der Niederlage, die zu zahlreichen Brechungen in der Konstitution des Bewußtseins führen, so daß es schwer ist, minimale Gemeinsamkeiten kollektiver Bewußtseinsräume zu definieren«<sup>18</sup>.

Die – willkürliche – Auswahl der genannten Beispiele zeigt, dass sich das Motiv der »Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen« auf eine Vielzahl von Sachverhalten anwenden lässt. Kritiker sagen: auf alles, um damit die substantielle Leere, die Beliebigkeit, ja Banalität dieses Begriffs zu unterstreichen. Im Übrigen können nicht nur Historiker damit operieren, sondern

17 Vgl. Reinhart Koselleck, Erinnerungsschleusen und Erfahrungsschichten. Der Einfluß der beiden Weltkriege auf das Bewußtsein, in: Ders., Zeitschichten, S. 265 ff.

18 Ders., Erinnerungsschleusen und Erfahrungsschichten, S. 274.

desgleichen zum Beispiel die der Analyse von Strukturphänomenen eher denn Entwicklungsprozessen sich verschreibenden Politikwissenschaftler – etwa bei der Forschung über Fragen der Krisenanfälligkeit von Demokratie und politischer Kultur.

Denn Krisen und also Erklärungsnotwendigkeiten bestehen für gewöhnlich dort, wo Erfahrungsgemeinsamkeiten innerhalb von und zwischen verschiedenen Gesellschaften schwinden – bis hin zu wechselseitiger Verständnislosigkeit – und das Ringen um Deutungshoheiten selbstdestruktive Kräfte entfaltet. Die Krisenhaftigkeit der Phänomene wurzelt dabei oft genug in unterschiedlichen gesellschaftlichen Entwicklungsgeschwindigkeiten, mit denen Modernisierungsschübe voranschreiten. Daraus entstehen neue, vertiefte Wahrnehmungsbrüche und Erlebnisdifferenzen zwischen Kontinenten, Staaten und Regionen sowie zwischen verschiedenen Gesellschaftsgruppen ein und desselben Gemeinwesens. Auch im Vergleich von rechtlichen Rahmenbedingungen, sozialen Institutionen und kulturellen Mentalitäten kann das Anpassungstempo weit auseinandertreten, wie nicht zuletzt die deutsche Einheit gezeigt hat, die zwar politisch-rechtlich zügig vollzogen wurde, wohingegen sich die Einstellungsebene als erheblich zählebiger erwies (und bis heute erweist).

Nun führt fraglos jede Veränderung eines etablierten gesellschaftlichen Gleichgewichtes zunächst einmal zu einer Unwucht; Pierre Bourdieu sprach diesbezüglich von einem »Hysteresis-Effekt«<sup>19</sup>. Die Institutionen einer Gesellschaft stehen dann in ihrer Struktur nicht mehr im Einklang mit den Dispositionen ihrer Bürger, das politische System entkoppelt sich von der es tragenden Bürgerschaft und verliert infolgedessen seine Legitimität.<sup>20</sup> Denn: Was genau und im Detail von einer Demokratie erwartet wird, wann man mit ihr zufrieden ist und wann man sich enttäuscht zeigt: Das ist stets das Ergebnis kommunikativer Aushandlungsprozesse zwischen den Gesellschaftsmitgliedern. Thomas Zittel hat das die »Crux der ›demokratischen Persönlichkeit«<sup>21</sup> genannt. Eine Krise der Demokratie oder der Verfasstheit einer Gesellschaftsordnung kann sich folglich aus objektiven Problemlagen ebenso speisen wie aus einem Wandel der Erwartungen oder Hoffnungen, die mit ihr verbunden werden.

Rupturen lassen sich freilich nicht nur zwischen Politik und Gesellschaft, sondern auch innerhalb einer Gesellschaft identifizieren, wenn unterschiedliche Deutungen – moderne und tradierte, progressive und reaktionäre, offensive und passiv-introvertierte – der Welt miteinander ringen. Modernitätskrisen sind genau das: Deutungsmächtige Mentalitäten wandeln sich mit unterschiedlicher Geschwindigkeit und diese noch einmal rascher bzw.

19 Vgl. Pierre Bourdieu, Sozialer Sinn: Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt a.M. 2003, S. 107f.

20 Vgl. Christian Schwabe, Die deutsche Modernitätskrise, München 2005, S. 78.

21 Thomas Zittel, Wie viel und welche Partizipation braucht die Demokratie?, in: vorgänge. Zeitschrift für Bürgerrechte und Gesellschaftspolitik, Jg. 51 (2012), H. 3, S. 4–14.

langsamer als Strukturen und Institutionen. Das Ergebnis ist eine neue gesellschaftliche Hierarchie der Geschwindigkeiten: Neue, vom Wandel profitierende Avantgarden stehen Verlierern gegenüber, die mit vergangenheitsverklärender Nostalgie reagieren.

Die *Folgen* wachsender Ungleichzeitigkeiten sind nun aber sehr viel schwieriger zu prognostizieren, als ihre Existenz zu diagnostizieren ist. Wann etwa erreichen gefühlte »Verlierer« einer Entwicklung die kritische Masse, um eine Gesellschaftsordnung infrage zu stellen? Nicht immer auch müssen sich Ungleichzeitigkeiten negativ auswirken: Die Erforschung von Parallelgesellschaften, ihrer Funktionen und Wirkungen, hat deutlich gemacht, wie sehr selbst institutionalisierte Ungleichzeitigkeiten heterogene Gesellschaften – zumindest phasenweise und vorübergehend – auch stabilisieren und befrieden können.

Mit diesen Bemerkungen wollen wir es fürs Erste bewenden lassen. So viel sollte jedenfalls deutlich geworden sein: Die »Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen« ist ein weites Feld, das aus sehr unterschiedlichen Blickwinkeln und Perspektiven betrachtet und analysiert werden kann. Wir wünschen viel Vergnügen bei der Lektüre! Und nicht zuletzt: dem Jubilar auch auf diesem Wege noch einmal alles Gute!

# INHALT

- 1 **EDITORIAL**  
≡ Matthias Micus/Felix Butzlaff
- >> ANALYSE 12 **»Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen«**  
Dynamiken und Paradoxien von »Generationen«  
≡ Detlef Lehnert
- 21 **Hologrammatische Formel**  
Probleme beim Uhrenvergleich  
≡ Wilfried von Bredow
- 30 **Zeitzünder**  
Die frühe Sozialdemokratie und die  
»Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen«  
≡ Thomas Welskopp
- 40 **Europäische Ungleichzeitigkeiten**  
Versuch einer Deutung der Krise des europäischen Projektes  
≡ Peter Graf Kielmansegg
- 53 **Lob des Stückwerks**  
Plädoyer für ein Europa ungleichzeitiger Vielfalt  
≡ Thomas Schmid
- 62 **Die unverstandene Gleichzeitigkeit des  
Ungleichzeitigen**  
Was Chronos mit Putins Russland zu tun hat  
≡ Franziska Augstein
- 67 **Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen**  
Der Fall Israel  
≡ Moshe Zuckermann
- 75 **Der Vertigo-Effekt**  
Refeudalisierung und die paradoxen Bewegungsformen des  
gesellschaftlichen Wandels  
≡ Sighard Neckel

- 81 **Politik und Religion**  
Rückblick und Ausblick. Oder was uns die Geschichte des  
Verhältnisses von Sozialdemokratie und Katholizismus heute  
noch zu sagen hat  
≡ Frank Lübberding
- 89 **Dschihad und Apokalypse**  
Zur Gleichzeitigkeit des Gegensätzlichen  
≡ Karin Priester
- 99 **Die Revolution, dieses Rhizom**  
Von Trotzki's Gesetz der ungleichzeitigen und kombinierten  
Entwicklung bis zum postmodernen Wissen  
≡ Robert Misik
- 105 **Rechtssetzung und Rechtsanwendung**  
Notwendige Ungleichzeitigkeit  
≡ Christian Starck
- 114 **Volksgesetzgebung im parlamentarischen System**  
Ein Beitrag zum Problem institutioneller Ungleichzeitigkeit  
≡ Frank Decker
- 122 **Parteien und die Gleichzeitigkeit des  
Ungleichzeitigen**  
Wie Parteien dem Wandel unterliegen  
≡ Elmar Wiesendahl
- 131 **Von der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen und  
der Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen**  
Periodisierungen, Parteien, Parallelen  
≡ Eckhard Jesse
- 139 **Ein Ende der Geschichte ist nicht in Sicht**  
Über die zunehmende Heterogenität der Geschlechterbeziehungen  
≡ Stephan Klasen
- 145 **Fortschrittsglaube contra Nostalgie**  
Welcher Zeit gehört die Gegenwart an?  
≡ Jürgen Kaube



## DIE REVOLUTION, DIESES RHIZOM

VON TROZKIS GESETZ DER UNGLEICHZEITIGEN  
UND KOMBINIERTEN ENTWICKLUNG BIS ZUM  
POSTMODERNEN WISSEN

≡ Robert Misik

Beim Nachdenken über die Frage der »Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen« erkenne ich, dass sie mich seit meinen frühesten Jugendtagen verfolgt. Und zwar von meinen trotzkistischen Teenagertagen an. Man neigt ja dazu, wenn

man seine Jugend in leicht sektoiden K-Gruppen verbracht hat, später dem keine so große Bedeutung zuzumessen und all das, was man dort gelernt hat, oder die Prägungen, die man erfahren hat, zu unterschätzen.

Und wenn man älter wird, unterschätzt man die, die in Wirklichkeit Lehrer waren. Weil die Lehrer-Schüler-Verhältnisse vielleicht einerseits nicht so ganz eng waren – selbst wenn sie prägend waren; oder weil man sich auch recht schnell von dem Denken des Lehrers entfernt hat, wenngleich er einem schon ganz gehörige Teile der Denkwerkzeuge mitgegeben hat, die dann sogar – aus der Entfernung – recht praktisch waren.

In diesem Sinne war Ernest Mandel sicher so etwas wie ein ganz entscheidender Lehrer für mich. Ich weiß nicht, wie oft wir uns in den 1980er Jahren begegnet sind? Zwei Dutzend Male vielleicht. Zunächst bei internen Seminaren der Gruppe Revolutionäre Marxisten. Mandel trug über die Solidarność-Bewegung in Polen vor, dann über die langen Wellen des Kapitalismus. Der Tonfall, dieses perfekte Deutsch in belgisch-französischer Färbung. Mit vielen gezogenen Shhhh's. »Das gute alte Chhharlchen«: Damit meinte er Karl Marx. Irgendwo in einer Lade muss ich noch die Tonbandkassetten mit den Aufzeichnungen der Vorträge liegen haben. Nur kurze Zeit hatten wir so etwas wie eine persönliche, freundschaftliche Beziehung. Wenn er in den späten 1980er Jahren nach Wien kam, ging sich immer zumindest ein gemeinsamer kleiner Brauner im Café Museum aus.

Er war damals übrigens oft in Wien, aus einem skurrilen Grund: Mandel, der vielleicht berühmteste Vertreter des lebenden Marxismus, war in einer engen Männerfreundschaft mit Herbert Krejci verbunden, dem damaligen Chef der österreichischen Industriellenvereinigung. Ja, sowas ist auch möglich: zwei kluge Leute, die unterschiedlicher Meinung sind, aber genug intellektuelle Offenheit besitzen, um Freunde sein zu können.

Irgendwann in den späten Achtzigern begann Mandel dann für mich ein wenig zum Faktotum einer untergegangenen Welt zu werden, gewissermaßen kommunistisches Paläozoikum. Ein letztes Mal bin ich ihm dann etwa 1992 in der Berliner Humboldt-Universität begegnet. Aber das war dann schon unbedeutend.

Seine Bücher habe ich natürlich alle verschlungen: die großen Werke, seine »marxistische Wirtschaftstheorie«; sein legendäres Hauptwerk »Der Spätkapitalismus«; alle seine politisch-aktuellen Schriften, vor allem aber die ökonomischen. Krachte irgendwo die Börse, studierte Mandel die detaillierten Basisdaten und versuchte das Geschehen im Rahmen einer Gesamtanalyse der kapitalistischen Entwicklung zu interpretieren. Das war Marxismus und Wissenschaft zugleich. Oder besser: zunächst mal Wissenschaft. Zunächst

einmal das Eingraben in das Datenmaterial. Und dann die Interpretation im Kontext einer Theorie. Aber nie nur »Meinunghaben«.

Die Daten fand man beim Klassenfeind und seinen wissenschaftlichen Institutionen, in seinen Datensätzen und in den führenden Zeitungen der »Gegenseite«. Insofern hat mich Mandel bspw. mehr geprägt, als mir das später bewusst war. Ich erinnere mich, dass mir als Teenager wichtig war, dass die Kohle, die ich zur Verfügung hatte, für drei Dinge täglich reichte: ein kleiner Brauner, eine Packung Smart-Zigaretten und die tägliche Ausgabe der *Neuen Zürcher Zeitung*. Die Nachrichten aus dem Wirtschaftsteil wurden ausgeschnitten und nach Themen in Ordner eingeklebt.

Ach ja, für alle, die über Mandel nicht viel wissen: Mandel wuchs in einer sozialistischen Familie auf, seine Eltern waren Freunde etwa von Karl Radek. Ab 1937 engagierte er sich in Belgien in trotzkistischen Organisationen; 1941 ging er in den Untergrund und die Résistance; 1944 deportiert, wurde er 1945 aus dem KZ Flossenbürg befreit. Als Zentralfigur der Vierten Internationale nach 1945 war er ein wichtiger Vertreter des westlichen Marxismus, mit dem Aufstieg der Neuen Linken in den 1960er Jahren wurde er zu einem ihrer wichtigsten Repräsentanten: so wie Rudi Dutschke oder Tariq Ali oder Alain Krivine oder Paul Sweezy und andere.

Wann immer sich ein Sonnenstrahl der Revolution zeigte, war Mandel vor Ort, etwa bei der Nelkenrevolution in Portugal. Er war Organisator, Agitator, Wissenschaftler. Er unterrichtete an der Universität Brüssel, und als er an die Freie Universität Berlin berufen werden sollte, verhängte der damalige Innenminister Hans-Dietrich Genscher ein Einreiseverbot. Wenn ich das recht im Kopf habe, sagte Genscher damals wörtlich, das Einreiseverbot »gelte nicht dem Wissenschaftler Mandel, sondern dem Revolutionär Mandel«. Und da man den nicht in zwei Teile zersägen konnte, musste leider auch der Wissenschaftler draußen bleiben.

Mandel war, trotz gewisser doktrinärer Tendenzen, nie ein Sektierer, nie einer, der, wenn die Wirklichkeit mit seiner Theoriewelt nicht in Übereinstimmung war, sagte: Dann zum Teufel mit der Wirklichkeit. Deshalb blieb er offen und damit auch bündnisfähig.

Warum ich diese Geschichte erzähle? Weil Mandel und seine Mitstreiter in der Vierten Internationale eine Theorie aufstellten – wenn es denn eigentlich überhaupt eine Theorie war. Jedenfalls haben wir es Theorie genannt, weil wir damals alles gern eine Theorie nannten; das klang irgendwie großtuerischer. Und diese Theorie nannte sich die »Theorie von der ungleichzeitigen und kombinierten Entwicklung«. Eigentlich kommt sie ja von Trotzki her, der in der »Permanenten Revolution« diese Theorie sogar ein »Gesetz«

nannte. Klingt kompliziert, ist aber ganz einfach: Sie besagt, dass die Welt vernetzt ist, im Großen global und grenzübergreifend, aber auch im Kleinen, die einzelnen Gesellschaften in sich; dass an dem einen Punkt das eine geschieht, an einem anderen Punkt das Gegenteil – wobei sich all das in der realen Welt beeinflusst, teilweise verstärkt, teilweise auch wechselseitig blockiert. Und dass man ebendiese Vektoren und Kräfteparallelogramme genau studieren muss in der wirklichen Welt, weil keine Gesellschaft einfach die Entwicklungsdynamik anderer Gesellschaften kopieren wird. Und so weiter. Man kann dieses Gesetz natürlich auch so formulieren: Alles ist irgendwie kompliziert – und alles hängt irgendwie mit allem zusammen. Aber das klänge natürlich weniger gelehrt.

Da gab es die Demokratiebewegungen im Osten und zugleich die anticolonialen Revolutionen in der Dritten Welt und obendrein die Erschöpfung der Sozialdemokratien in Westeuropa und dazu noch einmal die Thatcher- und Reagan-Revolution im angloamerikanischen Raum; spontane Arbeitskämpfe, aber zugleich den Gewichtsverlust der Gewerkschaften. Nichts folgte einer rein linearen Logik, alles war gewissermaßen mit Fußnoten versehen. Wahrscheinlich hat mich das verdammt geprägt. Den Mandel'schen franko-deutschen Sound von der »Tseorie der ungläichzeitigen ...«: Den hab ich nicht mehr aus dem Ohr verloren.

Ich muss, wenn ich mich heute zurückerinnere, daran denken, dass andernorts zugleich ein Denken an Boden gewann, das wir damals natürlich überhaupt nicht wahrnahmen, das aber auf andere Weise eine ähnliche Spur aufnahm: nämlich der ins Postmodern-Spekulative gewendete Post-Strukturalismus. Für uns war das damals nur konterrevolutionäre Entpolitisierung, der Abschied rebellischer Intellektueller von der Rebellion. Aber so einfach war das natürlich nicht, wie wir heute alle wissen.

Nehmen wir nur die postmoderne Theorie des Wissens: Das postmoderne Wissen zerstört ja nicht nur Wissen und die überkommene Idee der Wirklichkeit, sondern etabliert ein neues, das für das zeitgenössische Verständnis der Wirklichkeit prägend wird. Wissen entwickle sich nicht linear, sondern als »Wurzelwerk«, als »Rhizom«, schreiben Gilles Deleuze und Félix Guattari in ihrem bahnbrechenden Konvolut »Tausend Plateaus«. Es entfalte sich in horizontalen Netzwerken ohne Zentrum: »Ein Rhizom kann an jeder Stelle unterbrochen oder zerrissen werden, es setzt sich an seinen eigenen oder an anderen Linien weiter fort. Man kann mit Ameisen nicht fertigwerden, weil sie ein Tier-Rhizom bilden.«

Wie im Gehirn die Neuronen mit ihren synaptischen Verschaltungen, so sind auch moderne Gesellschaften und Wissenskulturen eher wie

Wurzelbüschel zu denken, die Plateaus verbinden. Das Wissen baut nicht auf, sondern verknötet sich, fällt sich ins Wort. Die Sprache gibt uns gar nicht die Möglichkeit, das richtig darzustellen, weil sie aus Gründen der Darstellbarkeit, Konvention und Bequemlichkeit dazu verleitet – nein: regelrecht dazu zwingt –, eines nach dem anderen abzuhandeln, ebenso wie man Bücher, die einer linearen Logik folgen und Seite für Seite von einem zum nächsten kommen, von vorne bis hinten weiterblättert.

Aber weder die Geschichte noch die Schichten an Wissen funktionieren wie ein Buch, bei dem Seite für Seite umgeblättert wird – sie wirken gleichzeitig aufeinander ein, die Seiten kleben aufeinander, sie bilden Eselsohren und werden vollgestopft mit *Post-Its*, auf denen wie auf Pop-up-Büchern die jeweiligen Assoziationen Platz finden, die sich auf das beziehen, was auf dieser Seite steht.

»Ideal für ein Buch wäre, alles [...] auf einer einzigen Seite, auf ein und derselben Fläche auszubreiten. [...] Ein Rhizom verbindet unaufhörlich semiotische Kettenglieder, Machtorganisationen, Ereignisse aus Kunst, Wissenschaft und gesellschaftlichen Kämpfen.« Autoren wie Deleuze und Guattari revolutionieren nicht nur das Wissen, sondern versuchen konsequent, auch die Darstellungsweise von Wissen zu revolutionieren.

In einer bemerkenswerten Volte, an der freilich nichts Mysteriöses ist, wurden dieselben Theorien, die in den 1980er Jahren den Soundtrack zur Entpolitisierung der ermüdeten Siebziger-Jahre-Linken lieferten, zwanzig Jahre später zu Ideenlieferanten für eine neue Politisierung junger Aktivisten, aber auch von Künstlern, Globalisierungskritikern und anderen. Widerständige, minoritäre Praxen von Marginalisierten, Initiativen und *Refugees*, von Bewegungen, die flüchtig sind, sich aber stets neu gruppieren, die keine Masse oder keine Partei bilden, in denen die Einzelnen aufgehen, sondern als flexible Bündnisse von Singularitäten vorgestellt werden, erschienen plötzlich als Königsweg zu einer Repolitisierung – das Echo etwa von Lyotards »Patchwork der Minderheiten« ist dabei ebenso unüberhörbar wie Deleuzes und Guattaris Vernetzungslogik.

Dass vom »System Politik« mit seinen verknöcherten Organisationen – wie Parteien, Gewerkschaften, Parlamenten und Ähnlichem – keine Rettung zu erwarten, stattdessen die Hoffnung auf Basisbewegungen, Aktivismus, Nichtregierungsorganisationen zu legen ist, das ist für viele Linke heute *Common Sense*; ebenso, dass das Anderssein des Anderen, also die Differenz, zu achten ist und alle Versuche zur Vereinheitlichung vermieden werden müssen.

Dass die Marginalisierten für sich selbst sprechen sollen, dass auf diese Weise Passivität überwunden werden und zu Aktivierung beigetragen werden

kann: All das gehört heute bei linken Tischgesprächen zum guten Ton. Und natürlich auch ein paar andere Standards des postmodernen Wissens: etwa dass Sprache Wirklichkeit konstituiert («Wer das Binnen-I nicht benützt, der stabilisiert den Sexismus.») und schon die Wortwahl Hierarchisierungen sowie die herrschende Ordnung festigen kann. Dass es so etwas wie Wahrheit nicht gibt, jedes Agieren vielmehr immer auch ein Spiel mit Zeichen und das sogenannte Reale eine »symbolische Ordnung« ist: Das alles ist tief in den linken Instinktfundus hinabgesunken, was sich, beispielsweise, wiederum in der Sprache selbst niederschlägt («Wir müssen ein Zeichen setzen, und sei es nur symbolisch.»).

Dass Demonstrationen selten auf faktische Weise eine Änderung dessen erzwingen, wogegen demonstriert wird, sie aber selbst Bilder und Zeichen produzieren – also zuallererst auf der Ebene der symbolischen Ordnung der Zeichen agieren –, ist jedem instinktiv klar, der an ihnen teilnimmt; ebenso, dass faktischer Erfolg dann wahrscheinlicher ist, wenn diesem ein Erfolg auf der Ebene des Zeichenhaften vorausgeht. Selbst die platteste Medienkritik kommt heute nicht ohne ein paar Versatzstücke über die »mediale Konstruktion von Wirklichkeit« aus, und jeder *Spin-Doctor* im Dienste eines Ministers oder einer Premierministerin weiß dazu spontan etwas zu sagen.

Das postmoderne Wissen ist eines, das heute die meisten irgendwie haben, ein Wissen, das sich nicht mehr vergessen lässt. Für so ziemlich jedes zeitgenössisch-moderne Individuum gilt: Wir sind alle postmoderner, als wir glauben würden.



**Robert Misik**, geb. 1966, ist *taz*-Autor, *Falter*-Journalist, Blogger ([www.misik.at](http://www.misik.at)) und Videoblogger auf der *Standard.at*. Er ist Mitarbeiter des Bruno-Kreisky-Forums in Wien. Zuletzt erschien von ihm das Buch »Kaputtalismus – Wird der Kapitalismus sterben, und wenn ja, würde uns das glücklich machen?« im Aufbau Verlag.

## INDES ZEITSCHRIFT FÜR POLITIK UND GESELLSCHAFT

Herausgegeben von Prof. Dr. Franz Walter, Institut für Demokratieforschung der Georg-August-Universität Göttingen.

Redaktion:

Dr. Felix Butzlaff, Dr. Lars Geiges,  
Julia Bleckmann, Jöran Klatt, Leona Koch,  
Danny Michelsen, Dr. Robert Lorenz,  
Dr. Torben Lütjen.

Redaktionsleitung:

Dr. Matthias Micus (verantwortl. i. S. des niedersächsischen Pressegesetzes), Michael Lühmann, Marika Przybilla.

Redaktionsanschrift:

Redaktion INDES  
c/o Göttinger Institut für Demokratieforschung  
Weender Landstraße 14, 37073 Göttingen,  
redaktion@indes-online.de  
Online-Auftritt:  
www.indes-online.de

Anfragen und Manuskriptangebote schicken Sie bitte an diese Adresse, möglichst per E-Mail. – Die Rücksendung oder Besprechung unverlangt eingesandter Bücher kann nicht gewährleistet werden.

INDES erscheint viermal jährlich. Bestellung durch jede Buchhandlung oder beim Verlag. Jahresbezugspreis € 71,- D / € 73,- A / SFr 88,90; ermäßigter Preis für Studierende/Auszubildende (gegen Bescheinigung, befristet auf drei Jahre) € 41,80 D / € 43,- A / SFr 52,90; Einzelheftpreis € 20,- D / € 20,60 A / SFr 27,50. Inst.-Preis € 135,- D / € 136,80 A / SFr 163,-. Jeweils zzgl. Versandkosten. Preisänderungen vorbehalten. Die Bezugsdauer verlängert sich jeweils um ein Jahr, wenn nicht eine Abbestellung bis zum 1.10. erfolgt.

Verlag:

Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG,  
Theaterstr. 13, D-37073 Göttingen.

Anzeigenverkauf: Anja Küttemeyer

E-Mail: v-r-journals@hgv-online.de (für Bestellungen und Abonnementverwaltung) oder abo@indes-online.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

ISBN 978-3-525-80018-8

ISSN 2191-995X

© 2016 Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen/Vandenhoeck & Ruprecht LLC, Bristol, CT, U.S.A.  
www.v-r.de

Gestaltung, Satz und Lithografie:

SchwabScantechnik, Göttingen

Druck: KESSLER Druck + Medien GmbH & Co. KG,  
Michael-Schäffer-Str. 1, D-86399 Bobingen

Printed in Germany

## BEBILDERUNG



Die Collagen dieser Ausgabe entstammen Karl Oppermanns Serie »Musikalisches Skizzenbuch«.

Karl Oppermann, geboren 1930 in Wernigerode/Harz, später u. a. Professor für freie Malerei an der HdK (Heutige Kunst-Universität) Berlin, mit Ateliers in Barcelona und auf Elba. Einzelausstellungen u. a. in Berlin, Bogota, Barcelona, Bonn, Brüssel, Buenos Aires, Caracas, Frankfurt/Main, Genua, Hamburg, Krakau, Houston/Texas, Lima, Lissabon, London, New York, Paris, Plovdiv BG., Potsdam, Prag, Sao Paulo.

Kunstpreise der Städte Wernigerode (2003) und St. Andreasberg (2006). Seine Werke sind im Besitz von Museen, öffentlichen und privaten Sammlungen.

Der Letterado-Verlag publiziert 2005 seine Erinnerungen »Klatschmohn und Silberstift« (vergriffen), 2008 erscheint im Dr. Zithen-Verlag Band 2, »Wechselgesang« und 2010 Band 3: »Nachschlag«. 2009 Errichtung der »Stiftung Karl Oppermann« an der Hochschule Harz.

www.karloppermann.eu  
info@karloppermann.eu

Fotoverweise:

S. 61 Autorenfoto Thomas Schmid: © C. Bertelsmann Verlag  
S. 66 Autorenfoto Dr. Franziska Augstein: © picture alliance